

Moral? Was für das Recht? Was für die Sicherheit nach außen? Hier liegen überall Probleme, die das Leben löst, aber die Erkenntnis noch nicht klar sieht. Darum ist die hübsche Ausgabe sehr erfreulich. Die Einleitung führt knapp in das Problemgebiet der Schrift ein — auch hier hätte ich lieber eine kurze Einführung in den ganzen Humboldt gesehen!.

Münster i. W.

Otto Braun.

Schopenhauer, Arthur. Handschriftlicher Nachlaß: „Die Genesis des Systems“. Arthur Schopenhauers sämtliche Werke, herausgegeben von Paul Deußen, Verlag von R. Piper u. Comp. München, 1916, Bd. XI, (XXIV u. 597 S.)

Der vorliegende Band der großen kritischen Gesamt-Ausgabe der Werke Schopenhauers bietet zum zweitenmal seit Beginn des Erscheinens dieser Ausgabe (1911) Gelegenheit, eine hochbedeutsame Publikation zu begrüßen.

Seitdem die an dieser Stelle bereits ausführlich gewürdigten „philosophischen Vorlesungen“¹⁾ Schopenhauers im IX. und X. Bande der gleichen Ausgabe vollständig der Öffentlichkeit übergeben sind, wissen wir, wie außerordentlich wichtiges Material sich noch unter den unbekanntenen Manuskripten des handschriftlichen Nachlasses Schopenhauers befindet, welchen die Staats-Bibliothek in Berlin verwahrt. Dieses Material sieht nunmehr in den auf die „Philos. Vorlesungen“ folgenden Bänden der Deußenschen Ausgabe seiner vollständigen Herausgabe entgegen.

Stammen die „Vorlesungen“ aus einer Zeit im Leben Schopenhauers, welche dem Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung“ unmittelbar folgte, so bringt der vorliegende Band die Niederschriften aus den entscheidenden Jahren der geistigen Entwicklung des großen Denkers, jenen Jahren, welche der Abfassung des Hauptwerkes unmittelbar vorausgehen, Niederschriften, in welchen sich daher die „Genesis des Systems“ in einzigartiger Weise spiegelt. Die „Erstlingsmanuskripte“, deren Inhalt dieser Band vereinigt (vgl. S. IX), entstammen sämtlich den Jahren 1812—18, jener Zeitspanne beglückenden Schaffens, in der die Produktivität des Philosophen ihren Gipfel erreichte, und auf die selbst der gealterte Denker noch mit stiller Ergriffenheit zurückblickte.

Der wichtigste Teil dieser Niederschriften fällt in die Dresdener Jahre (1814—18). Sie zeigen nach Schopenhauers eigenen Worten den „Gährungsprozeß“ seines Denkens, aus dem damals seine „ganze Philosophie hervorging: sich nach und nach daraus hervorhebend, wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend“ (S. 110, Anm.). „Bemerkenswert ist dabei — schreibt Schopenhauer in einem Zusatz zu diesen Niederschriften im Jahre 1849 — daß schon im Jahre 1814 . . alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellten.“ (S. 110 Anm.). Es handelt sich also um die Genesis der gleichen Grundanschauungen des Sechszwanzigjährigen, welche bis in das letzte Stadium seines Denkerlebens und bis zur letzten seiner Schriften in allen wesentlichen Punkten unverändert standgehalten haben, da Schopenhauers philosophischer Werdegang nach dem Erscheinen des Hauptwerkes psychologisch die gleiche Entwicklungslosigkeit aufweist, welche seine Lehre metaphysisch verkündet.

Uebersaus schön kennzeichnet Schopenhauer jene Dresdener Schaffenszeit in dem bekannten Brief an Erdmann vom 8. April 1851 mit den Worten: „Während dieses vierjährigen Aufenthalts in Dresden ist es gewesen, daß in meinem Kopfe, gewissermaßen ohne mein Zutun, mein philosophisches System, strahlenweise wie ein Krystall zu einem Centro konvergierend, zusammenschloß, so wie ich es sofort im ersten Bande meines Hauptwerks niedergelegt habe“.

Dieser Schilderung entspricht der literarische Niederschlag jener Gedanken in ihrer ersten Gestalt. Wie kaum ein anderer, trägt er das Gepräge genialer Produktion. Keine zusammenhängende Kette fortlaufender Gedanken bildet den Inhalt des vorliegenden Bandes, sondern eine äußerlich zusammenhanglose Sammlung von Aufsätzen und Aphorismen, von denen nur wenige aufeinander folgende

1) Vgl. Kant-Studien, Bd. XIX, S. 270 ff.

vermöge der Behandlung gleicher Probleme sich zu kleineren Gruppen zusammenschließen. Die Betrachtung dieser Niederschriften der ersten Versuche systematischer Gestaltung der Gedankenkreise der „Welt als Wille und Vorstellung“ gewährt uns einen Einblick in die Werkstatt des philosophischen Genies, wie er uns nur selten vergönnt ist. Und zwar wird uns dieser Einblick in Treue und Vollständigkeit hier zum erstenmal. Denn wenn auch die inhaltlich bedeutsamsten Partien der „Erstlingsmanuskripte“ bereits inkorrekt durch Frauenstädt, sorgfältiger durch Grisebach herausgegeben waren, so lernen wir hier zum erstenmal diejenigen Teile in ihrer ursprünglichen Fassung kennen, welche in veränderter oder unveränderter Form in die Schriften Schopenhauers Eingang gefunden haben. Das Ganze aber bietet sich hier zum erstenmal in chronologischer Folge dar, auf welche auch Grisebach verzichtet hatte. Und diese chronologische Darbietung allein gibt von der Genesis des Systems ein zutreffendes Bild.

Die neue, historisch-philologisch getreuere Art der Wiedergabe läßt uns mit aller Deutlichkeit erkennen, daß die vorbereitenden Gedankenkreise zur „Welt als Wille und Vorstellung“ im wesentlichen nicht Produkte begrifflich fortschreitender Reflexion sind, sondern (ganz im Einklang mit Schopenhauers eigener Lehre von der philosophischen Erkenntnis): Kinder genialer Anschauung und streng läuternder Kritik. Der Befund dieser Blätter bildet zugleich eine Illustration zu dem, was Schopenhauer im § 38 des II. Bandes der „Parerga und Paralipomena“ über jene Periode seines Geisteslebens berichtet. Diejenigen aber, denen die Beteiligung enthusiastischer Motive und künstlerischer Faktoren am philosophischen Denken a priori als Kennzeichen des Ueberspannten und wissenschaftlich Belanglosen gilt, werden sich angesichts dieser Studien veranlaßt sehen dürfen, ihre Ansichten ernsthaft zu revidieren. Denn der künstlerischen Intuition, welche das Schaffen des großen Denkers speist, gesellt sich schon auf diesen Blättern jenes strenge kritische Ringen, welches die genialen Eingebungen einer unerbittlichen Rechenschaft unterzieht. So treten schon hier zwei für Schopenhauers Philosophie charakteristische Züge in markanter Deutlichkeit hervor. Beide halten einander das Gleichgewicht, beide scheinen sich wechselseitig zu durchdringen. Wie sehr geniale Kühnheit und kritische Redlichkeit des Denkens schon in dieser ersten Phase der philosophischen Entwicklung Schopenhauers miteinander Schritt halten, dafür ist u. a. der Umstand bezeichnend, daß neben den gewagtesten Hypothesen uns hier zum erstenmal in der Geschichte die von Schopenhauer geprägte Formel des „Intellektuellen Gewissens“ begegnet (S. 165/66).

Dementsprechend bildet auch die aphoristische Fassung dieser Erstlingsaufzeichnungen zu der systematischen Form ihres Gedankeninhaltes nur scheinbar einen Gegensatz. Der systematische Charakter offenbart sich hier freilich nicht in der äußeren Fassung, der konstruktiven Darstellung des Behaupteten, sondern ist der Gesamtheit der Gedanken immanent, gleichviel in welcher Weise sie sich äußerlich darbieten. Erinnerung sei dabei an Schopenhauers wichtige Unterscheidung zwischen organischem und architektonischem Zusammenhang eines Systems (S. 525, ferner Vorrede zur „Welt als W. u. Vg.“ 1. Bd.)

Zu der genialen Form des philosophischen Schaffens, wie sie sich in den Erstlingsmanuskripten Schopenhauers spiegelt, stimmt ganz die Auffassung des Verhältnisses von Kunst und Philosophie, welche diese Manuskripte vertreten: Der künstlerische Grundcharakter, den Schopenhauers reife Lehre in gemäßigtem Sinn der Philosophie vindiziert, tritt auf diesen Blättern viel radikaler hervor: Die Philosophie wird ungezählte Male geradezu als Kunst charakterisiert, den übrigen Künsten beigezählt und den Wissenschaften als wesensverschieden gegenübergestellt. Erst in einer der späteren Aufzeichnungen (1816) lenkt Schopenhauer zu einer gemäßigeren Auffassung ein: „Da . . . alles Niederlegen in Begriffen ein Wissen ist, so ist sie (sc. die Philosophie) insofern doch eine Wissenschaft: eigentlich ist sie ein „Mittleres von Kunst und Wissenschaft oder vielmehr etwas, das beide vereinigt“. (S. 527).

Diese Ansichten über das Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften auf der einen Seite und den Künsten auf der anderen wurzeln tief in den er-

kenntnistheoretischen Grundanschauungen Schopenhauers, Grundanschauungen, deren erste Entwicklungsstufen die edierten Manuskripte in aller ihrer Kühnheit enthüllen. Die ausgesprochene Orientierung an der Erkenntnistheorie Kants hindert den jungen Denker nicht, von Anfang an einen schroffen Dualismus der Erkenntnisprinzipien zu vertreten: Die Lehre von einem „empirischen“ und einem „besseren Bewußtsein“, eine Lehre, welche in der jüngeren Schopenhauer-Literatur bereits mehrfach gewürdigt worden ist. Während das empirische Bewußtsein (das Organ des Satzes vom Grunde und der Wissenschaften) auf die Sphäre der Erscheinung und Erfassung endlicher Beziehungszusammenhänge beschränkt bleibt, dient das „bessere Bewußtsein“ (das Organ der Kunst, des sittlichen Bewußtseins und der Philosophie) der Erkenntnis der Idee, des Wesens der Dinge, dem Sein „ansich“. Die kantischen Resultate sind „der eigentliche Gerdonische Knoten der Welt, der nur durch den Uebergang zum besseren Bewußtsein durchschnitten wird“. (S. 131). Ein schroffer Dualismus in der Lehre vom Erkennen bildet nach dem Zeugnis dieses Erstlings-Materials einen der Hauptausgangspunkte der Entwicklung von Schopenhauers Denken. Wie dieser ursprüngliche Dualismus des Erkennens, diese Theorie einer „Duplizität des Bewußtseins“ (S. 61) im Sinne einer Zweifelt heterogener Quellen der Erkenntnis in den „Werken“ Schopenhauers zu einer relativ monistischen Anschauung im Sinne wesentlich homogener Auffassung des Erkennens weitergebildet ist, ohne daß sich die Spuren der ursprünglichen dualistischen Auffassung dabei verleugnen, — ist von dem Verfasser dieser Zeilen an anderer Stelle ausführlich gezeigt worden¹⁾.

Den philosophischen Charakter des Verfassers der „Welt als Wille und Vorstellung“ zeigen die Erstlingsmanuskripte schon in seiner ganzen Kraft und Originalität. Die tief-persönliche innere Nötigung zum Philosophieren spricht sich fast in jeder Zeile dieser Blätter wahrhaft ergreifend aus.

Zwei Grundprobleme scheinen es vor allem, um die das Denken des jugendlichen Philosophen kreist: Das Problem der Erkenntnis und das Problem der Erlösung, und beide stehen nicht beziehungslos einander gegenüber.

Die scharfe Auseinandersetzung mit Kant, welche das Ringen mit dem ersten dieser Probleme begleitet, ist besonders bemerkenswert. Sie bildet in den Erstlingsmanuskripten die Grundlage der „Kritik der Kantischen Philosophie“ im 1. Bande des Hauptwerks, soweit diese Vorarbeiten nicht das Material für die Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ geliefert haben. Der „wahre Kritizismus“ ist das Ziel, dem die ersten dieser Erörterungen gelten. (S. 7, 11, 23, 25, 26).

Das Problem der Erlösung aber (einmal als ästhetisches, sodann und vor allem als ethisches Problem verstanden) stellt sich zugleich als Problem irrationalen Erkennens dar²⁾. Es erweitert sich von der Frage nach der Erlösung des Menschen zu der nach der Erlösung der Welt. Die Gestalten des Genies und des Heiligen stellen schon hier die Erscheinungen dar, in denen die höchsten menschlichen Verhaltensweisen, Kunst und Sittlichkeit, ihren Gipfel erreichen.

An diese sachlichen Auslassungen reiht sich nun eine Fülle von Dokumenten, in denen das ganz Persönliche überwiegt: Zeugnisse aus der Leidensgeschichte des philosophischen Genies, wie sie wohl in der Literatur aller Zeiten einzig dastehen.

Die größte Bedeutung hat das neuedierte Material (wie der Bearbeiter Erich Hochstetter in den „Vorbemerkungen“ mit Recht betont) ohne Zweifel für den Historiker der Philosophie. Man sieht hier recht deutlich die vielseitigen Einflüsse, welche den Geist des jungen Schopenhauer befruchtet haben; man sieht aber auch die starke, unbeugsame Selbständigkeit, mit welcher er diese Einflüsse zu originaler Synthese verarbeitet.

Für die vielerörterte Frage der Beeinflussung Schopenhauers durch Schlegel-

1) Heinrich Hasse, Schopenhauers Erkenntnislehre als System einer Gemeinschaft des Rationalen und Irrationalen, Leipzig 1913, S. 140—61.

2) Vgl. a. a. O. S. 88—110, 140—59.

ling (einer Beeinflussung, die bald unterschätzt, bald übertrieben zu werden pflegt) bieten die Erstlingsmanuskripte manchen klärenden Anhaltspunkt. Erwähnt möge nur sein, daß die „intellektuelle Anschauung“ anfangs (1812) ohne Anstand akzeptiert (S. 13), später dagegen (1816) entschieden abgelehnt wird, da ihr „Mährchenhaftes“ in die Augen falle. (S. 391).

Zu den für die Genesis des Systems entscheidenden Tatsachen gehört die Wendung seines Schöpfers vom Positivismus zur Metaphysik. Diese Wendung, welche sich in der Zeitspanne von der 1. Aufl. der „Vierfachen Wurzel“ (1813) bis zur 1. Aufl. des Hauptwerks (1818) vollzogen hat, läßt sich an der Hand der Erstlingsmanuskripte deutlich verfolgen. Das „Ding an sich“ wird anfänglich (1814) als sich widersprechender Begriff entschlossen abgelehnt (S. 92, 114, 130), bis (noch in dem gleichen Jahre) die Synthese der „Platonischen Idee“ und des kantischen „Dinges an sich“ als des $\delta\upsilon\tau\omega\varsigma$ $\delta\upsilon$ vollzogen wird (S. 132, 152) und endlich (ebenfalls noch in demselben Jahre) die große Gleichsetzung von Wille und Welt als „Ding an sich“ erscheint (S. 174). Auf die sachlichen Gesichtspunkte, die solche Wendungen und Wandlungen im einzelnen ermöglichen, einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur daran möge kurz erinnert sein, daß der Weg zum „Ding an sich“ für Schopenhauer dadurch wieder frei wird, daß er diesen Begriff nicht nur (wie Kant) aller Erscheinungsattribute, sondern zugleich der allgemeinsten Grundform aller Erscheinung, des Objektcharakters überhaupt, entkleidet. Diese Radikalisierung des kantischen Verfahrens führt Schopenhauer im weiteren Verlauf seiner Gedanken zu erneuter Oeffnung des von Kant geschlossenen Tores der Metaphysik.

Die stilistische Form des im vorliegenden Bande vereinigten Materials bedürfte, um genauer charakterisiert zu werden, einer selbständigen Untersuchung. Auch hier ließe sich eine Entwicklung aufzeigen. Der Stil trägt natürlicherweise den Charakter einer gewissen Vorläufigkeit. Er hat noch nicht die Vollendung und Reife der späteren Jahre erreicht. Ihm fehlen noch die volle Kraft, Ausgeglichenheit und Milde, welche der erste Band des Hauptwerks in seiner endgültigen Fassung zum erstenmal offenbart. Es fehlt ihm auch noch jene letzte Klarheit, die den späteren Schopenhauer zum philosophischen Schriftsteller ersten Ranges macht. Dagegen ist dem Stil dieser Erstlingsaufzeichnungen ein ganz persönlicher Zug eigen, der ihren besonderen Charakter ausmacht und ihnen einen Reiz eigenster Art verleiht. An diesen Aufzeichnungen haften noch die ganze Wucht und Ursprünglichkeit, der elementare Schwung erstmaliger Konzeption. Der Philosoph redet hier noch mit sich, zu sich allein; er spricht zu seiner eigenen Genugtuung, seine Worte gelten noch nicht der „Welt“. Das gibt diesen Aufsätzen, Aphorismen, Sentenzen einen Zauber von unnachahmlicher Art. Ein Hauch sublimer Andacht und Weihe geht von ihnen aus, der den Genius verrät, welcher sich zu einer großen Sendung berufen weiß.

Die Ausgabe ist in der Art der Behandlung und Anordnung des Textes mit vorbildlicher Sorgfalt hergestellt. Das vom Bearbeiter Hinzugefügte ist streng vom Originaltext gesondert. Dieser Originaltext selbst ist in seiner charakteristischen Ursprünglichkeit mit aller Treue wiedergegeben und nur in gewissen Fällen (über welche die „Vorbemerkungen“ genau Rechenschaft geben) ist von diesem Grundsatz abgewichen. Im Uebrigen hat der Bearbeiter mit Recht darauf Bedacht genommen, bei der Gestaltung des Textes die historischen Beziehungen vor den sachlichen zu berücksichtigen. Eine klare Unterscheidung von Haupttext, Korrekturen und Zusätzen ergab sich daraus als wichtigste Konsequenz, eine Unterscheidung, welche mit Hülfe verschiedener Größe der gewählten Typen einheitlich durchgeführt ist, ohne die Uebersichtlichkeit und die Bequemlichkeit der Lektüre zu gefährden. Die Zusätze, Korrekturen und Durchstreichungen selbst sind wieder in gewisse Gruppen eingeteilt und (soweit es die Analyse von Tinte, Handschrift usw. erlaubte) ihrem zeitlichen Charakter nach genau unterschieden. An den Bemühungen um diese Chronologie der Zusätze sieht man die pietätvolle Sorgfalt, mit welcher der Bearbeiter vorgegangen ist, vielleicht am klarsten. Ein erster Anhang bringt schließlich das von Schopenhauer selbst verfaßte Register zu seinen Manuskripten; ein zweiter Anhang ein „Verzeichnis der von Schopen-

hauer in die Werke übernommenen Teile der Erstlingsmanuskripte“ und ein dritter endlich die durchgängig in den Bänden dieser Ausgabe gebotene Uebersetzung und Nachweisung der Zitate. Der zweite dieser Anhänge gibt Aufschlüsse von ganz besonderem Interesse: Er zeigt nicht nur (durch übersichtliche Darstellung), ein wie bedeutender Teil aus den Erstlingsmanuskripten in den ersten Band des Hauptwerkes übergegangen, und wie Manches in die „Vierfache Wurzel“ und die „Farbenlehre“ übernommen worden ist, sondern er zeigt zugleich, wie Schopenhauer selbst noch für die letzte seiner Schriften, die „Parerga und Paralipomena“, aus ihnen geschöpft hat.

Frankfurt a. M.

Heinrich Hasse.

Feigl, F. K., Prof. Lic. theol. Der französische Neokriticismus und seine religionsphilosophischen Folgerungen. J. C. B. Mohr, Tübingen 1913. 163 S.

Charles Renouvier, der Begründer des französischen Neokriticismus, dessen System im wesentlichen als eine phänomenalistische Umdeutung der kantischen Philosophie bezeichnet werden darf, die durch ihn in Frankreich eingeführt und am tatkräftigsten vertreten worden ist, hat in Frankreich (und der Schweiz) Anhänger und Schüler gefunden, neuerdings in Séailles, Arnal, Picard u. a. auch Darsteller seiner Lehre; in Deutschland ist er ziemlich unbeachtet geblieben. Daran wird auch wohl Feigels eingehende und wertvolle Monographie nicht viel ändern; im Gegenteil, die eindringenden kritischen Bemerkungen, die hier die Darstellung der Lehre begleiten, sind eher dazu angetan, das Vergebliche, Irrige dieser Umbiegungen darzutun und die Versuche Renouviere, Kants Lehre fortzubilden oder umzugestalten, von vornherein als unmöglich zu erweisen. Gewiß ist das Lebenswerk dieses einsamen Denkers nicht ohne Bedeutung. Besonders sein Einfluß auf die Theologie und Religionsphilosophie ist trotz seines vergeblichen Vorstoßes gegen den Katholizismus nicht zu verkennen und zu unterschätzen. Vor allem der französische Protestantismus steht unter seiner Einwirkung: die Schule von Montauban (Henri Bois) hat sich an ihn äußerlich in der Namensgebung (neokriticistische Schule) und inhaltlich (durch Aufnahme wichtiger Grundgedanken) angeschlossen; ihre Gegnerschaft gegen die symbolofideistische Pariser Schule wirkt befruchtend auf die religionswissenschaftliche Diskussion und Produktion ein. Es ist bezeichnend, daß auch Feigl in erster Linie die religionsphilosophischen Folgerungen dieser Lehre interessieren, wenngleich er nicht verkennet, daß sie im engsten Zusammenhang mit den erkenntnistheoretischen Grundlagen des Systems stehen und ohne die „Metaphysik“ Renouviere nicht begriffen werden können.

Seine Darstellung geht weit über die oben genannten Monographien hinaus. Gegenüber Séailles zeigt Feigl die folgerichtige innere Entwicklung der Lehren Renouviere, Arnals kritiklose Referate und Umdeutungen im Sinne der Theorien von Henri Bois weist er mit Recht zurück. Nicht berücksichtigt hat er, wie es scheint, die nicht unverdienstliche Untersuchung des Italiener A. Levi über den von ihm sogenannten neokriticistischen Phänomenalismus R's.

Feigl betont vor allem den Gegensatz des R'schen Phänomenalismus zu dem Positivismus Comtes, dessen Einfluß freilich R. selber wiederholt und mit Recht bekennt, wenngleich er mit Unrecht die teilweise Uebereinstimmung mit Comte aus einer gemeinsamen Abhängigkeit von Hume erklären will. In der Tat hat der Relativismus R's in seinem System eine ganz andere, umfassendere Bedeutung. Charakteristisch ist der Versuch R's in seinen relativistischen Phänomenalismus den kantischen Apriorismus einzugliedern, und hier setzt mit Recht die scharfe Kritik Feigels ein. Eine Konsequenz des „absoluten“ Relativismus ist dann die Ablehnung einer Metaphysik des Unendlichen. Bekannt ist die heftige Polemik Lotzes gegen den willkürlichen Finitismus R's; die schonungslose Kritik des deutschen Denkers (dessen Bedeutung übrigens selbst im vorigen Jahre gelegentlich der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages nicht entfernt gewürdigt worden ist) verdient in der Tat alle Beachtung.

Es war sodann eine naturnotwendige Konsequenz des relativistischen Phä-

nomenalismus, der die kategoriale Formung bis in jede Vorstellung hinein behauptete, daß er sich einmal in einem Bewußtseinspersonalismus verengte und sodann, daß er das Bewußtsein individualistisch atomisierte. Renouvier selber hat sein System gegen Ende seines Lebens immer lieber als Personalismus bezeichnet. Man hat darin einen „Abfall“, die Begründung einer neuen Philosophie erblickt; aber Feigl zeigt mit Recht, daß eine gradlinige Entwicklung vorliegt. Denn letzten Endes ist Renouviere niemals strenger Neokritizist gewesen. (Ich halte darum die Bezeichnung Levis für immerhin glücklicher, wengleich sie das Ganze des Systems nicht erschöpft). Besonders stark ist bei Renouvier (das tritt auch bei Feigl nicht deutlich genug hervor) der Einfluß praktischer Lebenstendenzen. In R. kreuzen sich Denkinteressen und praktische Forderungen, und nirgends ist ein befriedigender Ausgleich erfolgt. Vor allem die Freiheitsleidenschaft, eine leichte skeptische, z. T. auch wohl positivistische Ader, mathematische Denkart, starke republikanische, demokratische Begeisterung, ethisch-religiöse Neigungen: alles dieses wirkt zusammen, um jene eigenartige „Lösung“ des Freiheitsproblems, jene eigentümliche Konzeption des Gottesbegriffes zu erzeugen, wie sie Feigl etwas breit, aber feinsinnig charakterisierend darstellt. Die rationale Deutung des Religiösen, das völlige Verkennen des irrationalen Moments, die überaus enge Einstellung auf den kirchlichen Katholizismus, das mangelnde Verständnis für die praktische Seite der Religion, ihre inneren Gegensätze und den Spannungscharakter ihrer lebendigen Wirksamkeit, alles das kennzeichnet diese Religionsphilosophie R's und macht sie für uns unbrauchbar. Aber man versteht wohl, wie der begrenzte Wissensstoff, den auch sie darstellen will, die Bindung an die Persönlichkeit, die sie behauptet, der Bewußtseinscharakter ihrer Erkenntnisse und manches andere, wie die Betonung der individuellen Freiheit innerhalb der empirischen Welt, die Behauptung der moralischen Gesetzgebung als eines Postulats des freien Bewußtseins, die durch die Moral geforderte persönliche Unsterblichkeit, die immanente Wirksamkeit Gottes und endlich die Neubelebung der gesamten Dogmatik von Schöpfung, Sündenfall usw., man begreift, daß diese Lehren großen Eindruck auf theologische Kreise machen konnten und auch in der Gegenwart noch lebendig nachzuwirken scheinen.

Bremen.

Dr. Bruno Jordan.

Meyer, Martin. Nietzsches Zukunftsmenschheit, das Staatsproblem und die Rangordnungsidee (Bibl. f. Philos., ed. L. Stein, 13) Berlin, L. Simion 1916.

Das Büchlein, wohl eine Dissertation ursprünglich, bedarf nicht längerer Anzeige. Es ist eine recht brauchbare, quellenmäßige Darstellung der Probleme bei Nietzsche, die im Titel genannt sind. Irgend neue wichtige Gesichtspunkte habe ich nicht finden können, was M. am Schluß zur Kritik und Weiterbildung N.'s sagt, ist unerheblich — er selbst verweist auf künftige Arbeiten.

Münster i. W.

Otto Braun.

Meckauer, Walter, Dr. phil. Der Intuitionismus und seine Elemente bei Henri Bergson. Eine kritische Untersuchung. Leipzig, F. Meiner, 1917. 160 S.

Wie Wenige stieg der französische Philosoph Bergson in schnellstem Tempo zu Ruhm und Popularität auf. Sein Name war in aller Munde, wenigstens bei denen, die irgendwie auf philosophische Dinge gerichtet waren. Deutsche Denker vom Range Windelbands, Rickerts, Simmels u. a. sprachen mit Hochachtung von ihm. Die Menge verehrte in ihm einen von der „Mode“ begünstigten Mann. Der Diederichsche Verlag sorgte für Verbreitung deutscher Uebersetzungen. Es fehlte nicht an Vorbehalten und Warnungen vor Ueberschätzung dieser „Tagesgröße“. Als dann vollends zu Beginn des Weltkrieges Bergson — wie Zeitungen berichteten — Deutschland, das so viel zu seinem Ruhme beigetragen hatte, als ein Land der „Barbaren“ schalt, da verstärkte er die Abneigung seiner deutschen Gegner, verstimmte seine bisherigen Freunde bei uns und machte sie geneigter zur Kritik. Die Kriegsstimmung war der Aufnahme einer Schrift günstig, die